

George Mann


# AFFINITY BRIDGE

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Jürgen Langowski

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper-Fantasy:

 Piper-Fantasy.de

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel »The Affinity Bridge« bei Snowbooks, London.



ISBN 978-3-492-70238-6

© 2008 George Mann

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2011 Piper Verlag GmbH, München

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

London, November 1901



Der Raum war voller Geister.

Das wollte Felicity Johnson ihnen jedenfalls einreden. Ermüdet nach einem langen Tag in der British Library, wo er verstaubte Papierstapel durchgesehen hatte, trommelte Sir Maurice Newbury nicht ohne eine gewisse Ungeduld mit den Fingerspitzen auf den Tisch. Die Dinnerparty verlief ganz und gar nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte.

Die Gäste hatten sich gleichmäßig verteilt an einem großen runden Tisch niedergelassen, die Gesichter glühten im Schein der gedämpften Gaslampen. Vor den Gästen lagen umgedrehte Becher, Tarotkarten, Stechpalmenblätter und andere Zutaten herum, während die Gastgeberin in dem ansonsten stillen Raum mit schrillum Diskant die Toten zu erwecken suchte.

Newbury fand das Theater wenig beeindruckend und beobachtete lieber die anderen Teilnehmer der Runde. Im Zwielficht waren die Gesichtszüge kaum zu erkennen, viele schienen aber ganz und gar von der Darbietung der Frau eingenommen, die mit fest geschlossenen Augen klagend gestikulierte und in Zuckungen verfiel, sobald ein außerweltlicher Geist von ihr Besitz ergriff. Im Augenblick stammelte sie irgendetwas über Meredith Yorks verstorbenen Bruder. Die arme Frau hing der Gastgeberin förmlich an den Lippen und schluchzte in den Armen ihres Gatten, als wäre sie ehrlich überzeugt, soeben eine Botschaft aus dem Jenseits erhalten zu haben.

Newbury warf einen raschen Blick zu dem Mann, der direkt neben ihm saß, und zuckte mit den Achseln. Sir Charles Bainbridge war Chief Inspector bei Scotland Yard. Der Polizist genoss Königin Victorias besondere Gunst, er war einer der nüchternsten Menschen, die Newbury kannte, und ganz sicher kein Mann, der auf diesen Humbug hereinfiel. Er war gut zehn Jahre älter als Newbury und bereits an den Schläfen ergraut. Der Schnurrbart war buschig und voll, die hellen Augen blitzten boshaft und wirkten nach dem Alkoholgenuss ein wenig gläsern. Als er den gequälten Gesichtsausdruck seines Freundes bemerkte, schenkte Bainbridge ihm ein kleines Lächeln. Offensichtlich vermochte der Polizeibeamte, dessen Gesicht im Dämmerlicht wie ein kantiges Relief erschien, für die Schrullen der Gastgeberin erheblich mehr Nachsicht aufzubie-

ten als er selbst. Ein wenig gereizt sprach Newbury seinem Brandy zu.

Nicht lange, und Miss Johnson sank keuchend in sich zusammen, öffnete die flatternden Lider und hielt sich in affektiertem Entsetzen die Hände vor den Mund. Fragend blickte sie die Gäste an. »Habe ich etwa ...?«

Meredith York nickte lebhaft, und als gleich darauf die Gaslampen hochgedreht wurden und den Raum wieder mit einem warmen orangefarbenen Schein erfüllten, zollte das kleine Publikum der Gastgeberin lautstark Beifall. Erleichtert, dass dieses Spektakel endlich vorüber war, lehnte Newbury sich zurück und rieb sich müde mit einer Hand über das Gesicht. Die anderen Gäste waren bereits in angeregte Unterhaltungen vertieft, während er die Szenerie mit der Haltung eines Mannes betrachtete, der drauf und dran ist, sich zu empfehlen. Keinesfalls würde er sich nötigen lassen, zu den Ereignissen des Abends seine Meinung zum Besten zu geben, denn er wollte niemanden, und sei es nur unabsichtlich, vor den Kopf stoßen. Er tippte seinem Freund auf den Arm.

»Charles?« Der andere Mann drehte sich um und erwiderte seinen Blick. Newbury unterdrückte ein Gähnen. »Mein Schlafgemach ruft mich. Vorher will ich aber noch einen Spaziergang machen. Würden Sie mich begleiten?«

Bainbridge gestattete sich ein belustigtes Kichern. »Sind Sie wirklich so scharf darauf, hier zu verschwinden, Newbury?« Mit gespielter Missbil-

ligung schüttelte er den Kopf, gab sich aber keine Mühe, sein Lächeln zu verbergen. »Ich hatte mir schon gedacht, dass Sie das alles recht albern finden. Kommen Sie, wir wollen unseren Freunden eine gute Nacht wünschen und uns verabschieden.«

Die Männer standen gleichzeitig auf, was Felicity Johnson veranlasste, ebenfalls aufzuspringen, kaum dass sie die Bewegung aus dem Augenwinkel bemerkt hatte. Sie tätschelte Meredith Yorks Hand und wandte sich an die beiden Männer. »Aber meine Herren, müssen Sie uns wirklich schon so zeitig verlassen?«

Newbury umrundete den Tisch und fasste sie bei der Hand. »Meine liebe Miss Johnson, ich fürchte, die Pflicht ruft. Charles und ich haben morgen in der Früh wichtige Termine. Vielen Dank für den angenehmen Abend.« Unsicher, wie er fortfahren sollte, zögerte er. »Es war ... eine unterhaltsame Zerstreuung.« Höflich nickte er und drehte sich zu dem Butler um, der bereits an der Tür mit seinem Mantel bereitstand. Sichtlich betreten stammelte die Frau: »Es war mir ein Vergnügen, Sir Maurice.« Dann wandte sie sich an Bainbridge, der bereits im Flur seinen Hut vom Ständer nahm. »Und Sie auch, Sir Charles. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder.« Dann kehrte sie in den bewundernden Kreis von Meredith York und den anderen Gästen zurück.

Auf dem Pflaster lag schmutzig grauer Schnee. Newbury stellte gegen die schneidende winter-

liche Kälte den Kragen hoch. Am Himmel stand der Vollmond, es war eine klare Nacht, und auf der Straße waren noch viele Passanten unterwegs, die dicke Atemwolken ausstießen. Newbury atmete die frische Luft tief ein und war erleichtert, den in Miss Johnsons Haus drohenden Inkommoditäten gerade noch entkommen zu sein.

Bainbridge, dessen Stock beim Gehen rhythmisch auf dem Pflaster klirrte, wandte sich an Newbury, als sie in Richtung Piccadilly aufgebrochen waren. »Wirklich, Newbury, mussten Sie ihr denn unbedingt so einen Seitenhieb versetzen?«

»O Charles, die Frau ist eine Witzfigur! Sie spielt mit Dingen, von denen sie keine Ahnung hat, und macht sich Mrs. Yorks schmerzlichen Verlust zunutze. Solche Spiele sind gefährlich und tun den Menschen weh.« Seufzend schüttelte er den Kopf. »Ich wollte sie nicht beleidigen, sondern sie nur wissen lassen, dass uns ihr kleiner Zeitvertreib nicht zugesagt hat. Sie wissen doch so gut wie ich, dass keine Geister in dem Raum waren.«

Sie blieben stehen, als eine Omnibahn vorüberklapperte. Die große Dampfmaschine schnaufte, als der Heizer das Feuer schürte, und die angestrengt knarrenden Holzräder polterten über das Straßenpflaster. Einen Moment lang konnte Newbury die Menschen in den kleinen, angehängten Wagen sehen, als sie, gemütlich in die Abteile gekuschelt, ihren Zielen entgegenratterten. Der Fahrer dagegen hockte, gegen die Kälte dick eingepackt, oben auf der Zugmaschine im offenen

Führerstand und hielt mit behandschuhten Händen das große Lenkrad fest. Die beiden Männer sahen dem polternden Zug nach, bis er in der Nacht verschwand. Einachsige Droschken und andere altmodische Pferdefuhrwerke mussten dem Ungetüm eilig ausweichen. Newbury lächelte. Es war höchste Zeit, dass die Vergangenheit der Zukunft den Vortritt ließ.

Die beiden Männer überquerten die Straße und gingen weiter. Newbury fand, dass es an der Zeit sei, das Thema zu wechseln. »Sagen Sie mal, Charles, gibt es eigentlich im aktuellen Fall irgendwelche neuen Erkenntnisse?«

Der Kriminalbeamte seufzte. »Leider hat sich hinsichtlich dieser lächerlichen Geschichte über den glühenden Polizisten nichts Neues ergeben. Die Sache geht meinen Wachtmeistern gehörig an die Nieren. Sie werden verspottet, wenn sie ihre Runden machen, niemand beantwortet ihre Fragen, und manch einer traut sich kaum noch in der Nacht hinaus, weil er nicht unversehens diesem verabscheuungswürdigen Kerl begegnen will. Diese abergläubischen Trottel!«

Newbury wurde schlagartig ernst. »Charles.« Er klopfte dem anderen Mann auf die Schulter. »Nun regen Sie sich nicht gleich so auf. Und tun Sie die Geschichten nicht einfach ab, solange es keine klaren Beweise dafür gibt, dass da tatsächlich nichts weiter dran ist.«

Bainbridge erwiderte ungläubig seinen Blick. »Himmel, Newbury, Sie meinen doch hoffentlich nicht, diese haarsträubenden Geschichten könn-

ten irgendeine fassbare Grundlage haben? Nein, dies ist offensichtlich der gleiche Quatsch wie Miss Johnsons Geister!«

Newbury zögerte. »Gewiss, ich habe mich Miss Johnson gegenüber geringschätzig gezeigt, aber ich habe den ganzen Tag damit verbracht, die Regalreihen der British Library nach Hinweisen auf glühende Polizisten abzusuchen, und kann Ihnen versichern, dass mehr dahintersteckt, als man auf den ersten Blick vermuten würde.«

Bainbridge blieb wie angewurzelt stehen und stützte sich auf den Gehstock. »Was meinen Sie damit?«

»Es gibt da einen etwa zwölf Jahre alten Fall. Ein Bobby wurde von einer Bande kleiner Diebe ermordet. Er war zur falschen Zeit am falschen Ort, eigentlich nichts Ungewöhnliches.« Bainbridge nickte. »Nun ja, einen Monat nach der Beerdigung wurde ein ›glühender Polizist‹ beobachtet, der in der Gegend von Whitechapel im Nebel umging. Seine Haut hätte blau geschillert. Anschließend hat man nacheinander die Leichen der Diebe gefunden. Alle waren erwürgt und in demselben Stadtviertel abgelegt worden. Aus den Zeugenaussagen geht hervor, der tote Wachtmeister sei aus dem Grab auferstanden, um sich an seinen Mördern zu rächen. Nach dem unzeitigen Tod des letzten Diebs ward der ›leuchtende Bobby‹ nie wieder gesehen.« Newbury hielt inne. »Jetzt taucht er wieder auf. Ich habe mir die Geschichte aus mehreren Zeitungsartikeln zusammengereimt.«

Bainbridge zuckte mit den Achseln. »Wahrscheinlich waren es die anderen Beamten von der Wache. Sie haben die Geschichte als Tarnung benutzt, um den ermordeten Kameraden zu rächen. Sie können sehr unangenehm werden, wenn einer ihrer eigenen Leute umgelegt wird.«

Newbury nickte. »Das ist gut möglich. Solange wir nicht mehr wissen, sollten wir der Sache jedenfalls nachgehen. Vielleicht ist es wirklich nur Quatsch, aber wir dürfen die Angelegenheit nicht einfach abtun, solange wir nicht gründlich nachgeforscht haben.«

»Na schön.« Bainbridge hob den Handrücken vor den Mund und hustete. »Kommen Sie, wir sollten zusehen, dass wir dieser Kälte entfliehen.«

Newbury schlenderte neben ihm die Straße entlang. »Würden Sie mich vielleicht auf einen Schlummertrunk ins White Friar's begleiten? Dort gibt es einen überirdisch guten Brandy.«

Bainbridge wollte gerade antworten, da zwang sie eine mächtige Bö, einen Schritt zurückzuweichen. Der ältere Mann musste den Hut festhalten, um ihn im Windstoß nicht zu verlieren. Er blickte nach oben. »Diese verdammten Luftschiffe! Ich wünschte, sie würden nicht so dicht über die Stadt hinwegfliegen.«

Newbury lachte und blickte ebenfalls nach oben. Über ihnen sauste der Bauch eines gewaltigen Fahrzeugs vorbei. Auf der gewölbten Außenfläche spiegelten sich die Lichter der Stadt, als es sich vor den Mond schob und die beiden Männer vorübergehend in tiefen Schatten tauchte. Die

Luftschiffgesellschaften hatten in den letzten Monaten ein rasches Wachstum verzeichnen können, denn die Nachfrage nach Flugreisen überstieg fast ihre Fähigkeiten, neue Fahrzeuge zu konstruieren und freies Gelände für die Anlegestellen zu finden. Ein so großes Schiff war am Himmel von London beileibe kein ungewöhnlicher Anblick, denn das Empire wuchs, und eine zunehmende Anzahl von Menschen fand in Übersee profitable Geschäftsfelder. Da auch die Fuhrunternehmen den Himmel erobert hatten, war es nicht mehr erforderlich, sich für längere Zeit in einem fremden Klima einzurichten. Viele Geschäftsleute hatten die Gelegenheit ergriffen, Tochterfirmen in Indien, Amerika und Westindien zu gründen. Newbury war noch nie mit einem Luftschiff geflogen, fand diese Apparate aber höchst faszinierend und beobachtete denjenigen, der gerade über ihnen vorbeizog, mit besonderer Aufmerksamkeit. Vermutlich war die Maschine zu einem Landeplatz im Süden der Stadt unterwegs. Schließlich richtete er den Blick wieder auf Bainbridge, der endlich seinen Hut zurechtgerückt hatte. »Nun? Gehen wir ins White Friar's?«

Bainbridge schüttelte den Kopf. »Nicht heute Abend, alter Freund. Sie haben mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben, und ich muss sagen, dass mir Miss Johnsons Pudding wie ein Stein im Magen liegt. Anscheinend bin ich doch nicht mehr so gut in Form wie früher.«

Newbury lächelte. »In diesem Punkt will ich nicht widersprechen.« Er gab seinem Freund die

Hand, und der Polizeiinspektor schlug kräftig ein. »Geben Sie mir Bescheid, wenn es in dem Fall neue Entwicklungen gibt. Einstweilen sage ich Lebewohl und wünsche Ihnen eine gute Nacht.« Damit drehte er sich um und entfernte sich in Richtung des White Friar's Club. Unterwegs blickte er mehrmals staunend zu den Dampfmaschinen hinauf, die das Luftschiff hinterlassen hatte.

Newbury lehnte sich auf dem Stuhl zurück und schlug seufzend die Morgenausgabe der *Times* auf dem Tisch auf. Nach seinem Besuch im White Friar's Club am vergangenen Abend hatte er lange nicht einschlafen können. Dennoch war er schon im Morgengrauen aufgestanden, hatte sich angekleidet und war mit einer Droschke von seiner Wohnung in Chelsea quer durch die Stadt zu seinem Büro im Britischen Museum gefahren. Er bezweifelte nicht, dass Mrs. Bradshaw, seine Haushälterin, in ihrer köstlichen schottischen Mundart heftig darüber schimpfen würde, dass er es wieder einmal versäumt hatte, sie in seine Pläne einzuweißen. Andererseits gewöhnte sie sich allmählich an seinen unberechenbaren Lebenswandel, auch wenn sie sich ihm gegenüber immer wieder gern in hilfloser Verzweiflung übte.



Die Sonne ging bereits über der Stadt auf, und die Straßen erwachten allmählich zum Leben, während die Einwohner ihre Alltagsverrichtungen aufnahmen. Bald würden seine akademischen Kollegen im Museum eintreffen, nicht lange danach auch die Besucher, um in ehrfürchtigem Staunen die Schätze in den bunten Schaukästen zu betrachten. Newbury war seit fast vier Jahren als Agent der Königin tätig. Obgleich er häufig mit verschiedenen Fällen befasst war – ob er nun Scotland Yard half oder eigene Ermittlungen anstellte –, behielt er seine Stellung im Museum. Er war ein erfahrener Anthropologe und hatte sich auf die Religion und die übernatürlichen Praktiken prähistorischer Kulturen spezialisiert. Häufig stellte er sogar fest, dass die wissenschaftlichen Forschungen Bezüge zu seiner Ermittlungsarbeit aufwiesen. Derzeit arbeitete er gerade an einem Aufsatz über die Rituale der europäischen Druidenstämme in der Bronzezeit. Leider hatte er den Text jedoch seit einer Woche weitgehend vernachlässigt, denn es hatte in Whitechapel eine Reihe bizarrer Strangulierungen gegeben, und er wollte seinem alten Freund Bainbridge bei der Jagd nach dem Mörder zur Seite stehen. Die Entdeckung, dass der Schurke möglicherweise von übernatürlicher Herkunft war, hatte seine Entschlossenheit, den Fall vollständig aufzuklären, nur noch verstärkt, zumal die Sache nun sogar unmittelbar mit seinem Fachgebiet zusammenhing. Nachdem er die Königin am vergangenen Tag mit einem Brief ins Bild gesetzt hatte, galt nun jegliche Hilfe, die er Bain-

bridge bei dessen Ermittlungen zukommen ließ, als amtliche Tätigkeit.

Newbury gähnte. Es war noch früh, und seine Sekretärin war noch nicht im Büro eingetroffen. Er sehnte sich nach einer Tasse Tee. In dem Zeitungsartikel, den er gerade vor sich hatte, ging es um einen Politiker, der in einen unseligen Finanzskandal verwickelt war. Wie gewöhnlich trug Newbury im Büro einen sauberen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und eine rote Krawatte. Seine Haare waren dunkel, sogar nachtschwarz, und glatt zurückgekämmt, und die Augen waren von einem strahlenden Smaragdgrün. Er hatte sich gewissenhaft rasiert, und ein beiläufiger Beobachter hätte ihn für Anfang dreißig gehalten, während er sich in Wahrheit dem vierzigsten Lebensjahr näherte. Als er im benachbarten Büro jemanden herumwirtschaften hörte, rief er hinüber: »Guten Morgen, Miss Coulthard. Wenn Sie so weit sind, hätte ich gern eine Tasse Tee.« Dann richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf die Zeitung.

Gleich darauf klopfte es an der Tür. Er schaute nicht einmal auf, als jemand sie öffnete und sein Büro betrat. »Danke, Miss Coulthard. Ich hoffe doch, es geht Ihnen gut?«

Erst als die Frau sich räusperte, riss Newbury sich von dem Zeitungsartikel los. »Oh, meine liebe Miss Hobbes. Ich bitte um Verzeihung.« Er verhaspelte sich und war vorübergehend unsicher, wie er seinen Irrtum wiedergutmachen sollte. »Ich fürchte, ich habe mich noch nicht recht daran

gewöhnt, dass ich mein Büro mit jemandem teile. Kommen Sie doch herein.« Er stand halb auf, die Verlegenheit war ihm deutlich anzumerken. Seine erst vor Kurzem eingestellte Assistentin, Miss Veronica Hobbes, setzte sich ihm gegenüber hin. Sie war hübsch, brünett und Anfang zwanzig, von anmutiger Gestalt und doch weiblich gerundet und mit einer weißen Bluse, grauer Jacke und passendem Rock bekleidet.

Sie lächelte. »Sie müssen sich nicht entschuldigen, Sir Maurice. Es braucht schon erheblich mehr als eine kleine Verwechslung, um mich in Rage zu versetzen.«

Newbury erwiderte ihr Lächeln. »Sehr gut. Nun, dann richten sie sich in aller Ruhe ein. Aber zuerst ... ich nehme doch an, Sie können mit einem Teekessel umgehen?«

Eine Stunde später, nach einer ausgiebigen Stärkung mit Earl Grey, summte das Büro vor Geschäftigkeit. Newbury ging seine Notizen vom vergangenen Tag durch und versuchte, aus den Zeitungsberichten und den angeblichen Sichtungen des »glühenden Bobbys« in Whitechapel schlau zu werden. Während er angestrengt und konzentriert nachdachte, bildeten sich tiefe Falten auf seiner Stirn.

Veronica legte sich mächtig ins Zeug, räumte den zweiten Schreibtisch im Raum frei, packte ihre persönlichen Utensilien aus und sortierte die vielen veralteten Aktennotizen ein, die sie überall in Schubladen und in Stapeln im Büro fand. Die

Jacke hatte sie über die Stuhllehne gehängt, die Ärmel ihrer Bluse waren hochgekrempelet, und sie ging das Durcheinander an, als müsste sie einen Schurken dingfest machen. Newbury war ob ihrer Gründlichkeit stark beeindruckt.

Gestört wurde die Geschäftigkeit schließlich durch eine sichtlich aufgeregte Miss Coulthard, die im Laufschrift und mit einiger Verspätung eintraf. Der hastig geflochtene Dutt hatte sich gelöst, sodass ihr die Strähnen ins Gesicht hingen, als sie atemlos in der Tür innehielt. Newbury und Veronica blickten sie besorgt an.

Newbury sprang sofort auf, um ihr zu Hilfe zu eilen. »Meine liebe Miss Coulthard, was ist denn nur los?«

Die zierliche Frau zog den Kopf ein, als hätte sie Angst vor dem, was sie sagen musste. Veronica schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln.

»O Sir, es ist wegen meines Bruders Jack. Er ist gestern verschwunden, und wir fürchten, er könnte dieser schrecklichen Seuche zum Opfer gefallen sein.«

Newbury scharrte unbehaglich mit den Füßen. »Ich kann Ihre Sorge gut verstehen, Miss Coulthard. Aber nun kommen Sie doch erst einmal herein« – er deutete auf den Besucherstuhl – »und setzen Sie sich einen Moment. Miss Hobbes holt Ihnen eine Tasse heißen Tee.« Er blickte fragend zu Veronica, die beruhigend abwinkte und nach nebenan verschwand, um eine frische Kanne Tee aufzusetzen.

Newbury legte Miss Coulthard eine Hand auf

den Arm. »So, und jetzt erzählen Sie mir, immer schön eins nach dem anderen, was genau geschehen ist.«

Die zierliche Frau blickte zu ihm hoch und schnitt eine schmerzliche Grimasse. »Ehrlich gesagt, gibt es nicht viel zu berichten, Sir. Jack ist gestern Morgen wie gewohnt zur Arbeit gegangen – er ist bei den Anwälten Fitchett und Browns beschäftigt –, und nicht von dort zurückgekehrt. Wir haben eine schlaflose Nacht verbracht und uns Sorgen gemacht, weil er vielleicht in irgendwelche Schwierigkeiten hineingeraten ist, denn es sieht ihm überhaupt nicht ähnlich, auf dem Heimweg am Abend zu trödeln. Meine Schwägerin und ich sind gleich heute Morgen in der Anwaltskanzlei vorstellig geworden, um uns nach ihm zu erkundigen. Anscheinend ist er überhaupt nicht dort angekommen.« Sie schluchzte heftig und hob die behandschuhte Hand, um sich die Tränen abzuwischen. »Die Anwälte hatten keine Ahnung, wo er steckt und warum er gestern nicht zur Arbeit erschienen ist.«

Newbury setzte sich mit nachdenklicher Miene auf seinen Stuhl. »Ich bin sicher, dass wir eine einleuchtende Erklärung finden, wenn wir uns nur etwas Mühe geben, Miss Coulthard. Aber nun erklären Sie mir doch erst einmal, wie Sie auf die Idee kommen, es sei die Seuche.« Er hob den Kopf, als nebenan der Teekessel pfiff. Veronica stand in der Tür und verfolgte das Gespräch. Er nickte ihr zu und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die weinende Frau.

»Sir, in unserem Viertel sind doch ganz schreckliche Dinge geschehen. Wiedergänger, so nennt man sie. Opfer der Seuche, die des Nachts im Nebel umhertappen wie wilde Tiere und nach dem Blut der Menschen lechzen. Blutunterlaufene Augen, die Haut schält sich ab. Sie sind wie wandelnde Tote, gehen im Dunkeln um und lauern Passanten auf. Die Seuche verwandelt sie in geistlose Ungeheuer.« Sie bekreuzigte sich, um schon den Gedanken an die schrecklichen Kreaturen abzuwehren.

Newbury nickte. »Mir ist dieses Phänomen durchaus bekannt, Miss Coulthard. Es heißt, die Seuche sei aus Indien hierhergekommen. Die heimgekehrten Soldaten hätten sie mitgeschleppt. Sie löst ein schreckliches Fieber im Gehirn aus und lässt den Körper verwesen. Wurde Jack von einem dieser wandelnden Toten gebissen?«

»Nicht, dass wir wüssten. Jack hat etwas Besseres zu tun, als sich heutzutage im Dunklen dort herumzutreiben. Ich fürchte aber, er muss am Morgen auf dem Weg zur Arbeit einer dieser Kreaturen begegnet sein. Der Nebel war in Brixton sehr dicht, und sie haben ihn vielleicht angefallen, bevor er fliehen konnte.«

Newbury schüttelte den Kopf. »Das halte ich für unwahrscheinlich, Miss Coulthard. Soweit ich weiß, ist das Licht für die Augen der Opfer unerträglich, und sie vermeiden es tunlichst, bei Tageslicht nach draußen zu gehen, solange sie nicht verzweifelt sind oder provoziert werden. Vergessen Sie nicht, dass sie von tierischen Gelüs-

ten und nicht von den Bedürfnissen eines vernünftig denkenden Menschen angetrieben werden. Außerdem vergehen nach dem Biss dieser Kreaturen mehrere Tage, bis die Krankheit ausbricht und sich die Symptome zeigen. Falls Ihr Bruder auf der Straße angegriffen worden wäre, hätte er im Vollbesitz seiner Kräfte im nächsten Krankenhaus Hilfe suchen können. Deshalb bin ich sicher, dass es eine andere Erklärung für sein Verschwinden geben muss.«

Miss Coulthard zitterte immer noch. »Meinen Sie wirklich?«

Newbury lächelte. »Gewiss doch. Es gibt viele Dinge, die einen Mann veranlassen können, eine Nacht lang nicht nach Hause zu kommen, Miss Coulthard. Einige mögen zwar von durchaus zweifelhafter Natur sein, doch ich bin sicher, dass es in diesem Fall eine vernünftige Erklärung gibt.« Er hielt inne, als Veronica vor Miss Coulthard eine Tasse dampfenden Tee auf den Schreibtisch stellte. »Nun trinken Sie in Ruhe Ihren Tee, und dann nehmen Sie sich den Rest des Tages frei. Falls Sie bis morgen immer noch nichts gehört haben, kommen Sie noch einmal zu mir, und dann erstatten wir bei Scotland Yard eine Vermisstenanzeige.«

Miss Coulthard lächelte tapfer. »Vielen Dank, Sir. Es ist nur ... wir sind alle völlig mit den Nerven herunter, weil doch in der letzten Zeit so seltsame Dinge geschehen sind. Früher hätten wir einfach darüber gelacht, aber da nun diese Wiedergänger draußen herumlaufen ...«

»Ich weiß, Miss Coulthard, ich weiß. Die Seuche lässt uns alle um das Wohlergehen unserer Angehörigen und Freunde fürchten. Ich verspreche Ihnen, dass ich genau aufpassen werde, ob sich irgendwelche Hinweise ergeben, die uns helfen, Ihren Bruder zu finden.« Newbury stand auf und ging um den Schreibtisch herum. »Bleiben Sie nur sitzen, Miss Coulthard, während ich kurz mit Miss Hobbes rede.« Damit ging er ins benachbarte Büro, rückte das Jackett zurecht und zog hinter sich die Tür zu.

Veronica schaute auf. »Was ist denn los?«

»Ich möchte wetten, dass dies etwas mit Trinken oder Spielen oder gar mit beidem zu tun hat.« Er schüttelte den Kopf.

»Können wir ihr denn irgendwie helfen?«

»Nein. Ich bin überzeugt, dass sich die Angelegenheit ganz von selbst aufklären wird. In ein oder zwei Tagen wird der Mann hungrig und reumütig daheim auftauchen. Entweder dies, oder man findet ihn in einer Zelle in einem entfernten Stadtviertel, ebenfalls viel zu verlegen, um seiner Familie zu beichten, was er angestellt und wo er sich herumgetrieben hat.«

Es klopfte an der Außentür des Büros. Veronica blickte Newbury fragend an, ehe sie hinüberging und die Tür öffnete. Im Flur stand ein Botenjunge, der eine kleine Karte in der rechten Hand hielt.

»Eine Nachricht für Sir Maurice Newbury, Madam.«

»Danke, ich werde sie ihm geben.« Sie wandte sich an Newbury, der, neugierig geworden, eben-

falls zur Tür gekommen war. Er nahm ihr die Karte ab und drehte sie um.

»Von Bainbridge«, sagte er ernst und blickte Veronica in die Augen. »Holen Sie Ihren Mantel. Es hat schon wieder einen Mord gegeben.«